Nr. 141. XXXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 18. März 1902.

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung

## Die Aussichten der Wahlreform in Baden.

(Von unserem Korrespondenten)

**K Karlsruhe**, 16. März.

Es giebt kaum eine politische Forderung, die bei allen Parteien und allen Volksschichten in Baden so populär wäre, wie die direkte Wahl. Die Regierung aber scheint sich wenig um die sonst so oft gepriesene vox populi zu bekümmern und auf ihrem Widerstand zu beharren. Als der Minister Eisenlohr ging, war es ein offenes Geheimniß, daß er, nachdem die nationalliberale Partei sich für die direkte Wahl erklärt hatte, sich zwischen seiner Partei und der Regierung befand und sich daher nicht mehr wohl fühlen konnte. Der sozialdemokratische Abgeordnete Dreesbach könnte aber doch mit seinem Spruche, „es kommt selten etwas Besseres nach", Recht behalten. Der jetzige Minister des Inneren hielt sich bisher, wenn die Rede auf die Wahlreform kam, stets sehr reservirt; man merkte aber aus allem, was er sprach, daß er kein Freund weitgehender Reformen ist. Man wußte auch, daß er die Sache möglichst hinausschieben möchte, um Zeit zu gewinnen. Das Andere ergänzte man sich durch Vermuthungen.

Diese Woche aber wurde der Minister Schenkel im Landtage — und wunderbarerweise von nationalliberaler Seite — gedrängt, seinen Standpunkt in dieser Frage zu bekennen. Er that es sehr vorsichtig diplomatisch und nicht ohne Witz, aber — man weiß jetzt ungefähr, was Herr Dr. Schenkel will: eine Verschlechterung und keine Verbesserung des Wahlrechts. Er hat mit seiner Ironie wohl Recht, daß die nationalliberale Partei dreißig Jahre nöthig hatte, um sich zu der heutigen Ansicht aufzuschwingen, daß sie daher keine Ursache habe, ein rasches Tempo von der Regierung zu verlangen. Aber die Meinungen sind hier ziemlich geklärt, die Frage steht seit Jahren auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion, und die Regierung hatte genügend Zeit, über die Sache nachzudenken. Durch eine Verschiebung wird jedenfalls nichts gewonnen. Wenn der Minister von „beachtenswerthen Kreisen der Bevölkerung, die gegen die direkte Wahl wären", spricht, so weiß man wirklich nicht, wo man diese Kreise suchen soll. Im Landtage giebt es nur zwei Abgeordnete, deren die Reform unsympathisch ist, den Vertreter der konservativen und den Auserwählten des Bundes der Landwirthe. Es ist aber nicht einmal sicher, daß ihre Wähler in dieser Frage hinter ihnen stehen.

Herr Dr. Schenkel giebt zu, daß die indirekte Wahl ihre Schwächen hat, und daß sie auch „eine immerhin tiefgreifende Beschränkung auch des gleichen und vielleicht auch, wenn man näher zusieht, des allgemeinen Wahlrechtes bedeutet". Er weiß auch, daß der Widerwille des Volkes gegen diese Form der Wahl berechtigt ist, und daß man der mächtigen Volksströmung gegen die indirekte Wahl, die sich im ganz Deutschland zeigt, für die Dauer keinen Widerstand leisten kann. Das alles giebt er unumwunden zu. Wenn aber Jemand aus diesen Prämissen folgern wollte, daß der Minister nun für direkte Wahlen warm eintreten müßte, so würde er die ministerielle Logik verkennen. Ja, Herr Dr. Schenkel ist schon „für die direkte Wahl ohne Kautelen, aber — mit gewissen Begrenzungen". Diese delphische Weisheit will gedeutet sein. Was der Minister hier zart andeutet, ist Folgendes: er will, daß neben den aus allgemeiner Wahl hervorgegangenen Abgeordneten noch eine zweite Sorte von „Volksvertretern" von den Ständen gewählt werden soll. Das wäre eine Wahlreform à la Oesterreich, ein Stück romantischen Mittelalters. Daß dies eine Verschlechterung gegen heute bedeuten würde, ist klar. Das Prinzip des direkten Wählens ist wohl bedeutend, aber die Gleichheit und die Allgemeinheit der Wahl ist vom liberalen Standpunkte aus noch viel wichtiger. Für dieses Geschenk würde sich das badische Volk bestens bedanken.

Bedenklich ist freilich die neue gegenseitige Liebenswürdigkeit zwischen Centrum und Regierung im badischen Landtage. Herr Wacker hat auch dieses Mal nicht versäumt, eine tiefe Verbeugung vor dem Minister zu machen und das Zögern der Regierung in der Wahlfrage in Ordnung zu finden. Ja, er war so galant, das gegenwärtige Ministerium als das „Ministerium der Gerechtigkeit" zu bezeichnen, während der Volksmund es das „Ministerium der Bedächtigkeit" nennt. Auch der Minister wählt die konzilianteste Form, wenn er Herrn Wacker citirt, und hat Komplimente für ihn bereit. Das läßt tief blicken. Herr Wacker, der vom zürnenden Jupiter zum sanften Engel geworden ist, würde vielleicht garnicht abgeneigt sein, einige Wahlrechte gegen ein paar Klöster zu vertauschen. Allerdings würde er da mit seiner ganzen Vergangenheit brechen müssen, aber — die Centrumskämpen sind in den letzten Jahren sehr geschmeidig geworden, und auch ihr Ziel ist die Hoffähigkeit.

Die Aussichten der Wahlreform in Baden sind also vorläufig nicht sicherer als die der Diäten im Reichstage. Die Regierung möchte gern die Politik des do ut des treiben und für jedes neue Recht eine Kompensation in irgend einer Form einheimsen. Jedenfalls dürfte ohne schwere Kämpfe ein Fortschritt auf diesem Gebiete nicht zu erreichen sein.

---

* In letzter Zeit waren in der Presse wieder Gerüchte verbreitet, daß der **Rücktritt des amerikanischen Botschafters** in Berlin, Herrn Andrew **D. White** zum Herbst bevorstehe, da die Gesundheit des Botschafters leider zu wünschen übrig lasse, und er selbst nach Amerika zurückzukehren wünsche. Auch das Berliner Tageblatt hatte von diesen Gerüchten pflichtgemäß Notiz genommen, aber zugleich konstatirt, daß man in weiten Kreisen Deutschlands den Botschafter White nur mit größtem Bedauern von seinem Posten scheiden sehen würde. Es ist darum doppelt erfreulich, daß sich wieder ein Hoffnungsschimmer zeigt, Herrn White seinem Berliner Posten erhalten zu sehen. Wie uns ein Privat-Kabeltelegramm unseres Newyorker **H.**-Korrespondenten über Azoren-Emden meldet, erklären der in Syracuse lebende Bruder und der Neffe des Botschafters White, daß White nicht zurückzutreten beabsichtige; sein Gesundheitszustand habe sich sehr gebessert.

---

* Vor dem folgenschweren Ernst der **zollpolitischen Situation** fängt den sogenannten gemäßigten Schutzzöllnern nachgerade an, unheimlich zu werden.

„Der Konflikt", schreibt die „Tägl. Rundschau", „bereitet sich immer sichtbarer vor. . . . Es ist umsonst, mit trügerischem Optimismus sich über den Ernst der Lage hinwegtäuschen zu wollen: wir stehen vor der bedeutungsschwersten innerenKrisis, die das deutsche Reich seit seinem Bestande erlebt hat. Die Landwirthschaft fällt in die Opposition. Die Führer werden, das ist unzweifelhaft, vom Lande gedrängt und sind können kaum noch zurück. Man hat die mageren Jahre so sehr in der Hoffnung auf die kommenden fetten, nach Ablauf der Handelsverträge, durchlebt, hat so viele Verheißungen eingeträufelt erhalten, daß man allmälig den Sinn für das Erreichbare verlor und nur noch das Wünschbare im Auge behielt."

Damit hat das Organ der Sammlungspolitik die Entwickelung der agrarischen Agitation zweifellos richtig charakterisirt; es irrt aber ebenso unzweifelhaft, wenn es behauptet, daß die Regierung an dieser Entwickelung keine Schuld trage. Das Organ des Bundes der Landwirthe darf der Regierung heute mit vollem Recht entgegenhalten:

„Man möge sich daran erinnern, was den Vertretern der Landwirthschaft versprochen worden ist. Man möge sich vor Augen halten, wie man sie immer und immer wieder auf den jetzigen Zeitpunkt vertröstet hat. Man möge sich vorstellen, welchen Eindruck es auf die loyalsten Männer im Lande machen muß, wenn diese Vertröstungen sich als nichtig erweisen, wenn die Versprechungen unerfüllt bleiben."

Gerade diese unbestimmten Versprechungen und Vertröstungen, mit denen die Reichsregierung die ungestümen Forderungen der Agrarier beschwichtigen zu können glaubte, haben die Agrarier erst recht zu ihrer Maßlosigkeit angestachelt. Wie die Regierung, wenn sie nicht die „Bude zumachen" oder die Vorlage zurückziehen will, sich aus dieser heillos verfahrenen Situation herauswinden soll, erscheint schlechterdings unerfindlich.

---

* Die Vereine für Natur- und Volksheilkunde in Leipzig und Umgebung sowie in einigen Städten des sächsischen Vogtlandes, also den Hauptbrutstätten des Kurpfuscherei-Großbetriebes, haben sich in gleichlautenden Petitionen darüber beschwert, daß die **vivisektorischen Versuche** an lebenden Thieren neuerdings **auf Menschen** übertragen worden seien. Diese Behauptungen sind als durchaus nicht zutreffend längst zurückgewiesen worden. Nichtsdestoweniger verlangen jene Petenten, daß ein Verbot medizinischer Eingriffe zu diagnostischen, Heil- und Immunisirungszwecken an Menschen erlassen werden möge. Der eigentliche Zweck dieser sonderbaren Petition wird auf den ersten Blick klar, sobald man daran denkt, daß sich in jenen Vereinen für Natur- und Volksheilkunde die gesammte Impfgegnerschaft organisirt zusammenfindet. Man will also durch ein derartig harmloses, ja im Geiste der Humanität und der sogenannten individuellen Freiheit zu erlassendes Verbot den Impfzwang, diesen größten hygienischen Segen, um den uns alle Völker beneiden, die seiner noch nicht theilhaftig geworden sind, ganz schmerzlos sozusagen aus der Welt schaffen. Dies wird nun freilich den schlauen sächsischen Impfgegnern — die Sachsen sind bekanntlich sehr „helle" — trotz alledem und alledem nicht gelingen. Den Impfzwang — „sie sollen lassen stahn" — das Wort sollte man ihnen zurufen. Vorläufig hat es die Reichstagskommission für gut befunden, dem Reichstage zu empfehlen, diese monströse Beschwerde dem Reichskanzler zur Erwägung zu überweisen. Nunmehr wird es Sache der medizinischen Fakultäten wie der ärztlichen wissenschaftlichen Vereine sowie der Fachpresse sein, auf die ungeheuren Gefahren hinzuweisen, welche dem Volkswohle drohen, falls es wirklich gelingen sollte, unsere mühsam errungene mustergiltige, reichshygienische Gesetzgebung, im Sinne der Kurpfuscherei treibenden Vereine für Natur- und Volksheilkunde, zurückzurevidiren. „Zurück auf die Schanzen!" muß auch in diesem Falle der Mahnruf lauten.

---

## Zur Ministerkrise in Spanien.

(Von unserem Korrespondenten.)

**Madrid**, 15. März.

Die Lösung der Krise, in erster Linie durch die gegensätzlichen Auffassungen über die Bankreform innerhalb der liberalen Partei hervorgerufen und durch den Ablauf des Termins für Anwendung des Vereinsgesetzes auf die religiösen Orden weiter bedingt, wäre nicht besonders schwer gewesen, wenn sich die Regentin von Anfang an dazu hätte entschließen können, Sagasta mit Neubildung des Kabinets auf demokratischer Grundlage zu betrauen. Für diese Lösung sprach der gesunde Menschenverstand und die eigene Konvenienz, die der Krone den Gedanken nahe legen mußte, daß nur auf diese Weise sich der neuen Regierung, die der junge König beim Antritt seiner Herrschaft vorfindet, von vornherein die Sympathien weiterer Schichten zuwenden würden, Sympathien, die bei den heranziehenden dunkelen Wolken, bei den immer deutlicher werdenden Drohungen der Radikalen, die Maifeste durch allerhand Kundgebungen zu stören, doppelt werthvoll sein würden. Es wäre das ein lichtvoller Rahmen gewesen, von dem sich die feierliche Eidesleistung des jungen Königs als prächtiges Bild abgehoben hätte! Aber diese einzig richtige, logisch-natürliche Lösung stößt bei der Regentin auf Be-

---

## Aus den Konzertsälen.

Von

**Dr. Leopold Schmidt.**

Mit einem Programm ohne Solisten schloß gestern das zehnte Philharmonische Konzert den winterlichen Cyklus. Eine solche rein orchestrale Veranstaltung — wie sie in den Abenden der königlichen Kapelle an der Ordnung ist — hat entschieden etwas für sich; sie ist stilvoller als die bunten Darbietungen gemischter Programme und könnte ganz gut mit diesen öfter abwechseln. Daß nicht immer die Solisten die größte Anziehungskraft üben, zeigte der außergewöhnlich dicht besetzte Saal. Freilich waren auch zwei besonders zugkräftige Werke angesetzt, die Pathetische (sechste) Symphonie in H-moll von Tschaikowsky und Beethovens fünfte (C-moll). Und dann gilt es ja auch im letzten Konzert dem famosen Orchester und seinem verdienten Leiter seine Sympathie auszudrücken, gewissermaßen den Dank für das im ganzen Winter Geleistete. Wir wissen sehr wohl, wie stolz wir auf unsere Philharmoniker sein dürfen, und was wir an dem Dirigenten Arthur Nikisch besitzen, auch wenn zuweilen Meinungsverschiedenheiten laut wurden und die Programme wie in diesem Winter nicht immer von einer gleich glücklichen Hand entworfen sind. Nach der russischen Symphonie, einem wirklich genialen Werk und jedenfalls dem besten, das Tschaikowsky geschrieben, erhob sich stürmischer und lang andauernder Beifall. Man kann sich eine vollendetere Wiedergabe kaum denken und kann nur das oft Gesagte wiederholen, daß sich Nikisch dabei von seiner glänzendsten und eigenthümlichsten Seite zeigt. Gelingt es ihm auch nicht, das Sprungweise und Unzusammenhängende des ersten Satzes ganz zu überbrücken, die melancholische Grazie des zweiten, das wilde Leben des dritten Satzes und das ergreifende Pathos des Finales kommen in seiner Darstellung zu überzeugendem Ausdruck.

Auf den Beethoven, nach dessen Beendigung dem Dirigenten erneute Ovationen dargebracht wurden, verzichtete ich und stattete dem Bechstein-Saal einen Besuch ab, wo eine junge Sängerin ihr zweites Konzert gab. Fräulein Bertha Jahr besitzt Vorzüge, die für sie einnehmen. Die Stimme ist nicht groß und nicht gleichmäßig gebildet; das piano zerflattert ziemlich klanglos. Dafür kann sie eine tadellose Aussprache in die Wagschale werfen, reine Intonation und einen lebendigen, persönlich empfundenen Vortrag. In Liedern von Schumann und Brahms war das Wesentliche recht glücklich getroffen. Die Ausführung der Begleitungen am Flügel durch Conrad V. Bos war dazu angethan, das Vergnügen an dem Gebotenen noch erheblich zu steigern.

Von den Solistenkonzerten der vergangenen Woche nahmen zwei ein erhöhtes Interesse in Anspruch. Conrad Ansorge scheint das Programm seines dritten Abends (Dienstag) geändert zu haben. Als ich den Saal betrat, erklangen die Schlußtakte eines Schubertschen Stückes anstatt des angekündigten „In der Nacht" von Schumann. Kein Konzertgeber sollte das thun, ohne es dem Publikum anzukündigen. Dann folgten zwei Stücke von Liszt, Etüden, ein Nocturne und die As-dur-Polonaise von Chopin. Daß die Wiedergabe nicht auf der Höhe reifer Meisterschaft stand, spreche ich mit Bedauern aus, denn Herr Ansorge ist ein ernster Künstler, der Einem auch da, wo er befremdet, Sympathie abnöthigt. Eine besondere Art von schattenhaftem pianissimo, das er zu erzeugen weiß, ist nicht ohne Reiz; aber übertrieben und da, wo es nicht hingehört, angewendet, wirkt es wie jede Manierirtheit unerfreulich. Und doppelt empfindlich hebt sich dagegen der harte Anschlag im forte ab. Vor Allem aber war technisch gar manches merkwürdig unsicher oder unklar wie die gebrochenen Akkorde in der C-moll-Etüde. Am besten gefiel mir Liszt; glänzend gelang die Oktavenstelle in der Polonaise, die im Uebrigen ihres chevaleresken Charakters ziemlich entkleidet wurde.

Raimund v. Zur-Mühlen hatte seinen letzten Liederabend am Mittwoch besonders interessant gestaltet durch die Aufnahme der selten gesungenen Liebeswalzer von Brahms, die er im Verein mit Rosa Ettinger, Matja v. Rießen-Stone und Arthur van Eweyk sowie den Pianisten Otto Bake und Otto v. Grünewaldt sehr abgestimmt und wirkungsvoll zu Gehör brachte. In Liedern von Brahms und J. O. Grimm (auf plattdeutsche Texte) bewährte der Konzertgeber, der gut disponirt war, die bekannten Vorzüge seines Vortrages. Zum Schluß folgte ein aus Quartetten und Einzelgesängen bestehender Cyklus englischer Gedichte, theils ernsten, theils komischen Charakters, von Liza Lehmann komponirt. In der prachtvollen Wiedergabe der vier genannten Künstler fanden die dem leichten, aber effektvollen Genre angehörenden Sachen ungeheuren Beifall.

Zwei noch unbekannte Komponisten unternahmen es, je ein Konzertprogramm mit eigenen Werken zu füllen. Das ist immer ein gefährliches Beginnen. Wer durch das eine oder andere Stück vielleicht freundliche Aufmerksamkeit auf sich lenken würde, schreckt durch solche Zusammenstellung von vornherein ab und zeigt mehr als nöthig seine Schwächen. Obwohl die Schwierigkeit, seine Kompositionen in öffentlichen Konzerten anzubringen, einen selbstständigen Schritt des Autors erklärlich macht, ist er doch nur in den seltensten Fällen rathsam. Herr Rudolf Brann führte am Sonnabend im Bechstein-Saal mit Hilfe verschiedener Künstler und Künstlerinnen Kammer-, Klavier- und Lied-Musik auf. Er offenbarte darin natürliches Empfinden und ein ganz solides Können, aber so gar keine Eigenart. Vielleicht mag es ihm auf dem Gebiete des anspruchslosen Liedes noch am ehesten gelingen, Anderen Freude zu machen. Bedenklicher